

# Generation Z

oder Von der Zumutung, älter zu werden

Bearbeitet von  
Reinhard Mohr

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 222 S. Paperback  
ISBN 978 3 596 30155 3  
Format (B x L): 12,6 x 19 cm  
Gewicht: 248 g

[Weitere Fachgebiete > Psychologie > Psychologie: Allgemeines > Psychologie:  
Sachbuch, Ratgeber](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

The logo for beck-shop.de features the text "beck-shop.de" in a bold, red, sans-serif font. Above the "i" in "shop" are three red dots of increasing size. Below the main text, the words "DIE FACHBUCHHANDLUNG" are written in a smaller, red, all-caps, sans-serif font.

**beck-shop.de**  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Mohr, Reinhard**

**Generation Z**

oder Von der Zumutung, älter zu werden

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S.Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## **Inhalt**

|  |     |
|--|-----|
| Generation Z oder Von der Zumutung,<br>älter zu werden · Ein Vorwort                                 | 11  |
| 1. Sind das etwa meine Hände? Menetekel<br>des Älterwerdens  | 21  |
| 2. Der Bikini des Begehrens: Vom<br>Geschlechterkampf nach vierzig                                   | 57  |
| 3. Der Single: Die 1-Mann-Kommune der<br>Generation Z  | 93  |
| 4. Ein ganz neues Zeitgefühl: Zukunft war<br>gestern   | 119 |
| 5. Das Leben frisst alle Theorie.<br>Autobiographie als Philosophie der<br>frühreifen Altersweisheit | 151 |
| 6. Von der Revolte ins Rentenloch: Die 78er<br>als Augenzeugen der Zeitgeschichte                    | 193 |
| Wir, Gott und die Welt: Wer nun, was nun?<br>Ein Nachwort  | 215 |

Eigentlich hätte alles einfach so weitergehen können. Von den üblichen Weltkatastrophen, Kriegen, Vulkanausbrüchen und Überschwemmungen abgesehen, lief es doch ganz prächtig in den letzten zehn Jahren. Man war nun, gegen alle Erwartung, wirklich und ganz unwiderleglich, erwachsen geworden, hatte, trotz aller Krisen und Anfechtungen, einen guten Job – und wohnte auch noch in Berlin, schön zentral in Mitte. Morgens mit dem Fahrrad an Synagoge und Lustgarten vorbei Richtung Friedrichstraße, Lachsbagel oder Sushi zum Lunch, und schon am frühen Nachmittag konnten einem Guido Westerwelle, Enie van de Meiklokjes oder Alfred Biolek auf der Straße begegnen. Manchmal saß auch Gerhard Schröder oder Frank Castorf am Nebentisch.

Auch für den Rest des Lebens galt: Die Sache läuft. Keine Radikalismen mehr, kein Extremismus (außer in der Beurteilung von Roger Willemsen und schlechtem Wein), dafür jede Menge gediegenes Mittelmaß, dem der Verrat an den alten Idealen kaum noch anzumerken war. Nur die staatlich geprüften Opportunismus-Sachverständigen der »taz« rochen immer noch zuverlässig den alten Schweinebraten, aus dem dies kroch.

So war ich, Teil der Generation Z wie »Zaungäste« – die 78er, man erinnert sich –, in meinen Vierziggern auf einem recht angenehmen Plafonds angekommen. Gemessen an der fiebrigen Krankheit der Jugend und den schier endlosen Wirrnissen, ihr zu entkommen, war dies nahezu ein buddhistischer Zustand.

Die Zahl der Frankreichreisen und Skiurlaube nahm weiter zu – oder verharrte auf hohem Niveau –, ebenso wie die Kosten für Logis, Speis und Trank, allerdings auch der Stress zwischendurch; kein richtiger Arbeitsstress, denn der inhaltliche Kern der Arbeit waren immer noch Selbstverwirklichung und sensible Hingabe an die Weltläufe, sondern jener subtile Alltagsstress, die eigene Lebensleistung im Wettbewerb der anderen Ich-Systeme immer wieder angemessen cool positionieren zu müssen. Das kann auf die Gesundheit gehen.

Doch auch diese Operation gelang einigermaßen, weil die Generation Z das ganze Leben lang kaum etwas anderes gemacht hat, als sich selbst zu kommunizieren und zu reflektieren.

Alles hätte also einfach so weiterlaufen können mit dem Programm der individualreformistischen Lebensoptimierung, wären da nicht immer wieder jene irritierenden Momente gewesen, die alles in ein anderes, erschreckendes Licht tauchten, die das kleine autobiographische Nirwana in Unruhe, ja Panik versetzen konnten.

»Jetzt kommen sie schon zum Sterben her!«, ätzte irgendein rotzfroh verschnupftes Techno-Wesen am Eingang eines jener Clubs, die am liebsten schon die dreißigjährigen Mitglieder der »Generation Golf« in den Party-Vorruhestand schicken würden. Man wollte es irgendwie gar nicht richtig gehört haben, wollte sich umdrehen, um zu schauen, wer da gemeint war. Doch da war niemand. Nur die jüngere Begleitung hielt in dieser schweren Sekunde die Sache einigermaßen im Lot. Aber das war noch nicht alles.

Beim Tanzen folgt der nächste Augenblick der Wahrheit: Plötzlich fällt – tausendmal ist nichts passiert – der routiniert unwillkürliche Blick auf die hübschesten Frauen im Umkreis von zehn Metern reflexhaft in sich zusammen und meldet sich vorschriftsgemäß bei der Abteilung »Kritische Selbstbeobachtung« im Großhirn. Kurz darauf verschafft sich aus dem tiefsten Inneren – Großhirn an Gewissen über Sprachzentrum – eine Stimme Gehör, die aus den gestanzten Dialogen schlechter Vorabendserien zu stammen scheint, und sagt volltönend im Klischee: »Die, die du da eben so intensiv angesehen hast, die könnte deine eigene Tochter sein.«

Das war's: ertappt. Der leise Einwand, da hätte man aber sehr früh anfangen müssen mit der Nachwuchsproduktion, verfängt nicht. Trotzdem ertappt. Schlimmer noch: selbst ertappt. Am allerschlimmsten: Man hätte es ja kommen sehen können. Doch offensichtlich hat das Frühwarnsystem versagt.

Ohne ausreichende Vorwarnung bin ich alt geworden.

Natürlich nicht wirklich alt. Kein Siebziger, kein Sechziger, nicht mal ein virtueller Riester-Rentner im abwartenden Dauer-Vorruhestand oder eine jener alterslos ausgebrannten Karteileichen jenseits von gut und böse. Nein, einfach nur Mitte bis Ende vierzig, definitiv in der zweiten Lebenshälfte, in der sich andere immerhin noch darauf vorbereiten, Bundeskanzler oder Talkshow-Moderator zu werden.

Gewiss, Millionen und Abermillionen Leidensgenossen weltweit überschreiten tagtäglich die magische Marke von vierzig plus x, doch ich hatte es nicht richtig bemerkt. Es kam nicht einmal ein blauer Brief von der EU-Kommission, Abteilung Verschlechterung der Alterspyramide.

Natürlich, Anzeichen hatte es genug gegeben. Immer häufiger schien ich unter den Ältesten in der Kneipe zu sein, und bei Festen mit alten Freunden, die man lange nicht gesehen hatte, blickte ich nicht selten in einen eher unangenehmen Spiegel vergleichender Anthropologie.

In manchen Veranstaltungshinweisen fürs hippe Szenepublikum entdeckte ich keine Silbe mehr, die mir bekannt vorkam, und an Samstagabenden sank der sichtbare Altersdurchschnitt auf dem Bürgersteig tatsächlich auf bedrohliche Werte knapp über zwanzig. Gleichwohl, Sehen und Begreifen sind zweierlei Dinge. Erst der Schock bringt beides zusammen.

Die Schockverarbeitungskapazität der Generation Z ist allerdings beträchtlich. Sie offenbart sich in einer über Jahrzehnte empirisch gewonnenen Lebensphilosophie, deren harter Kern aus einem Satz besteht: Das ganze Leben ist eine einzige Krise. Krise ist immer.

Was Wunder: Keine andere Generation hat ihre Jugend derart exzessiv ausgedehnt – bis in die späten Dreißiger hinein –, keine hat das Alter – und den Tod – derart hinter den Horizont jeder Vorstellungskraft verbannt. Deshalb konnte es auch niemals eine klassische Midlife-Crisis geben.

Zwischen analer Phase, Pubertät und Prostata-Vorsorge, zwischen Revolte und Rentenloch lag eine einzige Prärie überwältigender Unübersichtlichkeit, eine unendliche Abfolge von Krisengewittern, Depressionen und kurzen Schönwetterperioden, die gar keine Gelegenheit gab für die traditionelle Ordnung der Dinge. Die Existenz war ein einziges Experiment.

Nun ist die Situation da. Die restliche Lebenszeit scheint wie zusammengepresst – und ziemlich übersichtlich. Von hinten drückt der notorische Imperativ ewiger Jugend, von vorne droht die Perspektive aus Pflegeversicherung und »Essen auf Rädern«: Walter Benjamins »Engel der Geschichte«, eine Lieblingsfigur der Generation Z, stößt an die Grenze zur absoluten Gegenwart, die einfach nur noch Gegenwart ist und kein diffuses Versprechen irgendeiner Zukunft – weder Apokalypse noch Erlösung.

Pfeilschnell bewegen sich die Berufsjugendlichen von einst, ewige Adoleszenten irrlichternder Lebensgestaltung, auf ihre härteste Herausforderung zu: das tragische Herausfallen aus der entscheidenden Zielgruppe der Werbewirtschaft zwischen 14 und 49 Jahren. Dahinter wartet die Steppe der sozialen Randexistenz.

Oder ein neues, jedenfalls anderes Leben. Darum soll es hier gehen: um das Leben mit dem neuen Zeitgefühl. Und die Zeit drängt.

Jenseits der vierzig ist der Scheitelpunkt erreicht: Der Blick richtet sich nicht mehr voll wütender Hoffnung ins geliebt ungewisse Morgen, sondern auf die überraschende, uneinholbare Gegenwärtigkeit des Lebens. Carpe diem!, lautet die Devise, und der Zapp- und Zeitraffereffekt der Mediengesellschaft potenziert die antike Weisheit noch. Die Zeit rast davon, und doch spielt sich vieles immer auch gleichzeitig ab. Generationsabstände, Lebensphasen und die Intervalle modischer Trends verkürzen sich immer weiter.

Die veränderte Wahrnehmung rückt vieles in ein neues Licht: Man schaut genauer auch auf die schier unabänderlichen Rätselhaftigkeiten des Daseins: eine Art Mikrosoziologie des Alltags mit existenzialistischem Zoom-Effekt, der eine wachsende, doch schwer errungene Gelassenheit fördert.

Aufgeklärte Gegenwärtigkeit wird nun zur hohen Tugend: reine Lebenskunst. Keine unnötigen Umwe-

ge mehr, keine sinnlos verschwendete, verwahrloste Zeit.

Selbst ausgesprochen schlechte Morgenlaune wird zeitlich befristet. Langweilige Partys werden umgehend verlassen, schlechter Wein beim Stehempfang schon mal hinter die Büsche gekippt. Intensität steht im Vordergrund. Keine Zeit für schlechte Bücher. Dafür wird die Freude auf den nächsten Frühling umso mehr zelebriert. Natur wird immer wichtiger.

Die andere Seite: Plötzlich gibt es so etwas wie Autobiographie, gelebtes Leben, eine vorläufige Lebensbilanz. Denn die einstigen Dauerstudenten haben sich weithin selbst in Dozenten verwandelt. Mehr noch: Das eigene Leben ist nolens volens Teil der Zeitgeschichte geworden. Was vor einem Vierteljahrhundert passierte, steht im »Roten Kalender gegen den grauen Alltag« von 1977, dem abgegriffenen Ding mit den alten Seyfried-Comics. Es fehlt nur wenig, und man landet im TV-Zeugenstand von Fernsehdoktor Guido Knopp. Thema: »Der lange Treck zur Wirklichkeit. Das Tabu der Vertreibung aus der Utopie«.

Wie also steht es um die Sicht der Generation Z auf jene Gegenwart zu Beginn des 21. Jahrhunderts, die ihre transzendente Vorläufigkeit für immer verloren hat? Wie steht es um die eigenartigen Metamorphosen des Körpers, um das Verhältnis zu Politik, Zeitgeist und Lebensphilosophie? Wächst aus

der Desillusionierung der geübten Zyniker womöglich neue Souveränität, neue Hoffnung, gar neues Glück? Was machen Beruf und Karriere in Zeiten der Ich-AG – und was jener Endlosroman der »Zweierbeziehung« mit eingebauter Entfernungspauschale, kurz: Wie sieht die schöne neue Welt der Generation Z aus?

Wir werden sehen.

## 1. Sind das etwa meine Hände?

### Menetekel des Älterwerdens

»Das wird nun auch nicht mehr besser.« Über körperlichen Verfall und die plötzliche Wichtigkeit von Routineuntersuchungen – Selbstkontrolle statt Chaos: Weniger ist mehr, und Disziplin ist alles – Gute Fette, schlechte Fette: Small-talk ab vierzig – »Ich glaube, in die Disco können wir jetzt nicht mehr gehen ...«: Die schmerzhafteste Erkenntnis, zu den alten Säcken zu gehören – Zurück zur Natur, dem Ort der Vergangenheit – Plötzliche Lärmempfindlichkeit: Die ehemaligen Krawallbrüder beschwerten sich – Wenn man selbst vielleicht der Nächste ist: Der Tod rückt näher – Sportlicher Ehrgeiz: Über den Willen, doch noch mitzuhalten – Weh dem, der den Rubikon zur Würdelosigkeit überschreitet!

Wann genau ich zum ersten Mal auf meinen Körper schaute und halblaut murmelte: »Das wird nun auch nicht mehr besser«, ist im Nachhinein nicht festzustellen. Es muss irgendwann in den Neunzigern gewesen sein. Gewiss, schon mit Anfang dreißig hatte eine Freundin im Freibad bemerkt, dass sich die einst sehr schlanke Figur durchaus mainstreammäßig weiterentwickelt hatte, und natürlich hatte es in der gesamten Zeit der Adoleszenz immer wieder Anlass zu scharfer Selbstkritik am äußeren Erscheinungsbild gegeben. Wer mag sich schon, wenn er einundzwanzig ist?

Doch stets war da die berechtigte Hoffnung auf Besserung: Pickel verschwanden, das Gesicht formte sich, die Bewegungen wurden souveräner und kompakter. Der Körper nahm Gestalt an. Es ging, Krise um Krise, aufwärts, und irgendwann war man mit dem eigenen Spiegelbild halbwegs ausgesöhnt.

Jahrzehnte später, inmitten der neunziger Jahre mit ihrem Jugend- und Schönheitswahn, ging es um etwas ganz anderes. Nun war kein Raum mehr für das Prinzip Hoffnung, erst recht nicht für den Gedanken, mit der Zeit würde das schon besser, etwa so, wie eine Wunde heilt oder ein Ekzem ver-